Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 2 (1934-1935)
Heft: 11

Artikel: Schweizerische Gedichtbücher
Autor: Lang, Siegfried
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758970

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

manche längst bis zur Neige geleert ist. Am längsten die größte, kostbarste, welche die magische Gotteserfahrung enthielt. Die primitive Wucht der Berichte aus erster Hand wurde mit der wachsenden Entfernung von den Ursprüngen der Kirche immer stärker verwischt. Auch dort, wo die Legende als Literaturgattung weiterlebt, läßt sie seit ihrem Eintritt in die neuzeitliche Aufklärung keine Rückschlüsse auf ihren ältesten Charakter mehr zu. Der moderne katholische Mensch verträgt sie nur noch in der sentimental erbauenden Tonart mit dem Zusatz einiger zahmer Visionen und Wunder. Außerhalb der katholischen Kirche hat sich sogar der Teufel in die mehr oder weniger unlösbaren «Probleme» verflüchtigt, die das Leben der Menschheit im Maschinenzeitalter verdüstern: in die soziale Frage, das Vererbungsgesetz, die Weltwirtschaftskrise, die Rüstungsindustrie — jene angeblich nur rational begründeten Unheilsfaktoren, gegen die der Kampf aussichtslos, aber unvermeidlich ist und die gegen eine Handvoll Hölle einzutauschen Erlösung wäre.

Schweizerische Gedichtbücher

Von Siegfried Lang

Nach einer im alemannischen Gebiet ziemlich häufigen Ansicht sind Gedichte kleine unbedeutende Vergnügungen, die sich jemand vornimmt oder ansieht, nachdem das Wichtigere geschehen, nämlich: der letzte umfängliche Zeitroman gelesen, das letzte Theaterstück aufgeführt, das letzte naturtreue Todesröcheln aus dem Radio vernommen worden ist. Sollen wir heute aber schon einmal hineinsehen in ein Gedicht, von der Art, die jeden Propagandawertes entbehrt, dann sei dieses ungekünstelt, es enthalte eine genügende Anzahl von den anheimelnden unechten Reimen, und es verlautbare eine faßliche Lebensregel! Eine Ansicht, der entgegenstünde die der großen englischen, holländischen, russischen, französischen Dichter des letzten Jahrhunderts. Wiewohl die Mehrzahl von ihnen sich hauptsächlich nur im kurzen Gedicht ausgedrückt hat, glaubten sie an nichts geringerm als an der Deutung der Welt und des Menschen mitzuwirken, Geheimnisse der Seele zu ergrün-

den, heiliges Wort in heilloser Zeit zu sein. — Aus der Dichtung der drei zuerst genannten Literaturen Beispiele anzuführen haben wir hier nicht die Absicht. Für die französische Dichtung aber sei mit Nachdruck hingewiesen auf das unlängst erschienene Werk des an der Basler Hochschule lehrenden jungen Genfers Marcel Raymond: «De Baudelaire au Surréalisme» (E. Corrêa, Paris). Hier wird die Natur der verschiedenen dichterischen Äußerungen umschrieben, werden die Gedanken und Programme der Dichter selbst verfolgt und nachgeprüft, und aus diesem Buch können wir jedenfalls erfahren, wie hoch vor noch nicht allzulanger Zeit von der Dichtung gedacht werden konnte. Ohne Zweifel lag dieser Schätzung eine, vielleicht unbewußte, Erinnerung zugrunde: daß Dichtung einmal wahres Weltwissen, im Sinn großer zusammenhängender Offenbarungstradition enthalten habe (so noch bei Dante, Robert de Borron, Chréstien de Troyes). Für dies verlorengegangene Wissen aus dichterischer Intuition heraus ein Neues herzustellen, darum mühten sich und davon träumten Männer wie Hugo, Baudelaire, Mallarmé.

Henri Bremond weist dem Dichter eine Stelle an zwischen dem Mystiker und dem Menschen des Alltags. Die Poesie können wir jenem angelischen Wesen vergleichen, das sich, wie Thomas von Aquin sagt, nur vorübergehend hier aufhalten mag, einem Spiegelmedium zu vergleichen, das zwischen Himmel und Erde schwebend, von zweien Reichen einen Abglanz auffing.

Mit solchen Möglichkeiten des Gedichtes werden wir unsere deutsch-schweizerischen Dichter nicht oft in Beziehung zu bringen haben. Eng hält sich ja das alemannische Gemüt an die Erde und genügt sich in einer fast durchweg handgreiflichen Existenz. Damit hat es sich freilich auch für eine gewisse Eintönigkeit und Armut entschieden, während die kühnsten Sucher unter den «Modernen» vieles aus den Seelen-Tiefen erwahrt haben, was jenem dauernd verborgen bleiben dürfte. Nur einer von den Deutschschweizern wußte etwas voraus von den Flieger- und Taucherbahnen der modernen Seele und sah dabei sich selbst als Vertreter eines fast priesterlichen Amtes, gleich dem Dichter der Vorzeit. Doch Conrad Ferdinand Meyer sprach sein Wort behutsam aus, wohl wissend, daß die Demokratie bei der Hand sei, wenn es gelte «eines Bessern» zu belehren.

Dem alemannischen Dichter ist im allgemeinen gegeben: den Ablauf des Naturgeschehens, wie er sich im Wechsel der Jahreszeiten,

von Ernte und Frost, Geburt und Tod vollbringt, ins Bild zu rufen, augenhaft, in kräftigem plastischem Umriß zu versinnlichen, und gleicherart das Menschliche im Kampf oder Einklang mit diesem Verlauf. Buntes Begebnis, eine Fabel mit der in sie eingehüllten oder ihr angefügten Verhaltungsweisheit — das war es, was bei uns vom Dichter verlangt wurde und was wir auch in Schöpfungen von hohem Wert von ihm erhielten. Weit weniger als das Auge befriedigen auch unsere Besten das Ohr. Hier ist der stammverwandte Schwabe dem Schweizer überlegen. Keller, Leuthold, Adolf Frey, Spitteler, selbst Meyer können, auf plastisch-tonale Kraft und melodische Abstufung hin bewertet, vor Hölderlin und Mörike nicht bestehen; das Seelenhafte als einen dauernd gehobenen Zustand ließ der Schweizer so lange nicht bei sich aufkommen, daß es sich nun auch nicht mehr freiwillig bei ihm meldet. Die Folge: sein rhythmisches Vermögen liegt im Argen, seine akustischen Stufungen sind (in mehr negativem Sinne) primitiv; seinem Wortleib eignet wohl ein festes Gerüste, doch gelingt ihm selten zur rechten Zeit ein Schmiegen, und es fehlt das strömende Leuchten und Schatten der Haut.

*

Es erscheinen bei uns Jahr für Jahr Gedichtbücher; schon der Umstand, daß die Krisenluft ihr Entstehen nicht verhindern konnte, sei uns ein Grund, ihnen Teilnahme nicht zu versagen. Erfahren könnten wir aus ihnen, wieviel Ernst und Verantwortung diese Verfasser ihrer Kunst gegenüber aufbringen, ob ein erkennbarer Formwille oder die Neigung zur Auflösung sie bestimme, wieweit sie durch Vordergrund-Ansichten der Zeit verblendet sind, oder jenen etwas entgegenzusetzen haben; ob sie sich freizuhalten vermochten von den aufdringlichen Sachlichkeiten, die das Wesenhafte totlärmen wollen.

*

Walter Hallé, ein in Mailand lebender junger Italiener, ist in Bern auferzogen worden; seine Muttersprache wäre somit Deutsch, und er bezeigt für sie keine geringere Liebe als für die italienische. Seinen Gedichtband «Pfeile der Sehnsucht», der im Verlag der Bremer Presse hätte erscheinen sollen und der auch in deren Type gedruckt ist, hat der Schweizer Verlag Eugen Rentsch übernommen. — Dieser Band ist zunächst interessant, weil

er die Erzeugnisse einer schön ausgeglichenen Zweisprachigkeit darbietet: bis Seite 44 deutsche Gedichte («Pfeile der Sehnsucht»), S. 49—68 italienische («Polvere dei Giorni»); die letzte Abteilung «Rio Bo», S. 79—99, macht uns bekannt mit Nachdichtungen moderner italienischer Lyrik (Aldo Palazzeschi, Giàcomo Prampolini, Eugenio Montale, Sergio Solmi, Giuseppe Ungaretti, Corrado Pavolini, Diego Valeri).

Hallés deutsche Gedichte zeigen das Zarte, Verhaltene, Beginnliche, noch nicht überall völlig Durchdrungene von Jugendgedichten, von solchen, die gelegentlich fast erschrecken über ihre eigene Kühnheit «sich emporzuwagen zu selbsteigener Gestaltung». Die äußere Natur wird in großen, mehr nur andeutenden Linien vergegenwärtigt und vor allem wird sie als Sinnbild empfunden (nicht gedeutet), das in einem Jenseitigen befangen sei, über das der Dichter jedoch keinerlei Vermutung anstellt. Ein Beispiel: das Hinschauern der überempfänglichen Seele in das Schmelzen einer Schneelandschaft:

Seltsam
daß nun alles reine Licht des Himmels
auf der Erde liegt
und in der Hand
zerschmilzt —
und daß die Bäume tausend weiße Blüten tragen
die ein Hauch verweht
bevor es Frühling wird . . .

So etwas kann an die Skizze eines impressionistischen Malers, an Malereien östlicher Meister gemahnen.

*

Es ist gnomische und epigrammatische Dichtung, die Georg Küffer in «Bilder und Sprüche» (Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau) wieder zu Ehren bringt, epigrammatisch nicht von der vorwiegend angreifenden, am häufigsten von der besinnlich-witzigen Art. Die äußere Form ist die eines meist jambischen gereimten Vierzeilers, da und dort mit Zweizeilern wechselnd. Das in zwei Abteilungen «Welt» und «Andere Welt» geordnete Ganze wäre zu bezeichnen als ein Rechenschaftsbericht: der Dichter, der vor dem «Welttheater» seine Erfahrungen macht, sieht sich um so und sovieles enttäuscht, belehrt, vergewissert. Die «andere», die aus dem

Widerspiel von Subjekt und Objekt schließlich herausgewonnene Weltansicht, mahnt den Kommenden: «Deinen Weg gehst du allein. Hege ihn nicht mit Dornen ein. Denk nicht bitter von der Welt. Gott hat sie so bunt erstellt».

Im ersten Teil der Sammlung trifft der Spott nicht nur das eine mal so scharf und sicher wie in unserm Schrifttum nur die Leutholdschen Epigramme: «Was im Geheimnis einer Zahl / für Werte sich vermummen? Die Neuzeit rechnet dezimal: die Nullen bilden die Summen».

*

Ein Gegenstand von allgemein menschlichem Belang mag, schon als solcher, die Möglichkeit bergen für den ansehnlichen Umfang einer Dichtung. Gesagt ist damit nicht, daß das Dichterische selbst, dieser flüchtige unverläßliche Gast, sich unbedingt in den Rahmen einer größern literarischen Unternehmung finden, die ihm angewiesene Konstruktion überhaupt bewohnen werde. Max Eduard Liehburg dichtet in Strophen verschiedensten Gefälles und Ausmaßes, mit Sprachmitteln, die sehr bewußt dem Kulturbild der Zeit opfern, über die Liebe «als fundamentale Naturkraft, die alle Register zieht, um ihr Ziel, die Arterhaltung zu erreichen» — so der Verlag.[1] Ein großer Dämon ist Eros, lehrte ehrfürchtig Platon; bei Liehburg sei er «diese gigantische Gottheit, die aller Kreatur ihren Willen und Befehl aufzwingt». Sollte der Verfasser, übereinstimmend mit der Logik einiger Staat-Lenker, es so stark empfinden, daß den Menschen in Europa eng geworden, weil ihrer zu wenig sind? Man gewinnt aus seinem Buch nicht so die Überzeugung, daß da jemanden die Fortpflanzung mit ihren Folgerungen interessiere, als den Eindruck: wie die Mehrzahl der «Intellektuellen» dieser Spätzeit (die sich um so jünger erscheint, je flacher und äußerlicher sie denkt und trachtet) stehe er vor der Kundgebung des Elementaren verzaubert und gebannt. — Nebenbei: weder die Überflutung durch die untersten Schichten des Psychischen, noch die Wiedergewinnung des Leiblich-Animalischen dürfte schließlich die «Erneuerung», die statt der frühern «Erlösung» erwartet wird, herbeiführen. Der philosophische und praktische abendländische Vitalismus ist ersichtlich eine etwas ratlose Angelegenheit geworden, ziehe er jetzt auch,

---

[1] Max Eduard Liehburg: Frauen. Rascher & Co., Zürich.

scheinbar sieghaft, im Politischen erst seine Konsequenzen. — Doch nun der Dichter: «Einzelne gibt es hier nicht. Auszulöschen hat jeder sein Ich. Groß wird in meinen Gebieten das Paar nur. Auf denn! Tritt ein in mein Reich!» begrüßt den Leser die Eingangsseite. Dieses «Reich» ist der «Kontinent Frau» — der aber möglicherweise gar nicht so vernachlässigt gewesen; vielleicht daß der Verfasser nur seine zeitweise eigene Vergeßlichkeit in seiner Vorstellung zu sehr verallgemeinert. Als sähe er uns in Gefahr den Zug zu versäumen, so kräftig ruft er uns jetzt zu Paaren. Den einzelnen Gedichtreihen sind, leitmotivartig, kurze Sprüche vorangestellt; das Ganze, das sonst wie ein laufendes Band erschiene, erhält dadurch seine Zäsuren. Die Rhythmen der verschiedenen Gedichtgruppen vermitteln nun wohl einen energischen Takt, erzeugen stellenweise eine Stimmung; der Ausdruck im einzelnen betrachtet erweist sich aber doch häufig, ob gereimt oder ungereimt, als schmissiges und triviales Gerede. Doch ließe sich denken, daß der Verfasser sich gerade darauf, als auf eine Kühnheit, etwas zugut tut:

Zwar ist das nicht das Wort das hier ganz paßt
So dreh dich schon. Hab ich dich angefaßt?
Nein 's war nicht Absicht, bitte kein «soso».
Mich interessiert jetzt nur dein Kimono
Was drunter ist, der Mannequin ist mir schnuppe
Au doch: seit wann haut eine Gliederpuppe?

Malereien von der Beschaffenheit dieses Dichtens wären für den erzogenen Sinn nicht leicht zu ertragen; des Stoffes halber fänden sie vermutlich ihre Liebhaber. — Was Liehburg gibt, sind Wortspiele in Verbindung mit Situationsbildern, und nackt konterfeites «Erlebnis». Ein weitverbreiteter Irrtum will, daß solche Momente dichterische Werte seien; Dichtung von wahrem Rang wird das widerlegen.

*

Nach dem Abscheiden eines Mundartdichters von guter Rasse stellt sich für uns die Frage: wer wird fähig und würdig sein, nun sein Instrument zu ergreifen, das Instrument, welches die Sprache des wirklichen erdgebundenen Volkes und des von ihm nicht durchaus unterschiedenen Bürgertumes ist? Wer besitzt Anschauung und Ohr und das Herz, um Laut und Sinn dieser Sprache unangetastet, getreu der Überlieferung der Ahnen zu bewahren? Unmerklich, in

dem Grad als die Lebensgewohnheiten ändern, wandelt sich die Mundart auch in den Dörfern. Der Zeitgeist bröckelt bedrohlich an allen Beständen, ein Zurück gibt es nicht; in den Grenzstädten ist die Gefahr der Sprachvermanschung besonders groß. Daß Sprache mehr sein dürfte als eine gangbare Verkehrsmünze, kommt der städtischen Menge kaum noch in den Sinn. Und auf dem Lande drängt der Nachwuchs in größerer Zahl als noch vor wenigen Jahrzehnten über das Gewesene hinaus, vom Gestrigen hinweg. Nicht vorzugsweise unter ihnen werden wir die Bewahrer und tiefern Kenner der Mundart suchen. Solche treten überhaupt vereinzelt auf; es sind Menschen, in denen der genius loci und die Kinderzeit ungewöhnlich lebendig und nachwirkend geblieben sind. Ein solcher war Meinrad Lienert, und seine letzte Gedichtsammlung «Us Härz und Heimed» (Verlag H. R. Sauerländer, Aarau) zeigt diesen liebenswerten Bewahrer und Verwalter ibergischer und einsiedlerischer Mundart im vollen Besitz seiner Gaben; die Chinde-, Lanzig-, Plang-, Mai-, Burste-, Nachtbuebe-Liedli, die das «Schwäbelpfyffli» in den letzten Jahren des Dichters verlautet hat, sind so frischlebendig wie seine ersten. Jugend, Alter, Vergängnis, Tod, Feste und Jahreszeiten — das sind die Themata, die bei keinem Mundartdichter fehlen; da und dort ein Seitenblick auf die Güter unserer Zivilisation — auch das haben sie gemeinsam — wie in «Uf dä höiche Weide»:

Und die Musig won ihr häxed
I dr Stadt bis höich i d'Döirfer
Us dä Dröihte, us dä Truke,
Mangled där nüd uf dä Weide,
Wo cha über d'Welt us sinne.
Hät halt d'Musig in em inne.

Das Radio aber hat sich der Mundart angenommen und vermag auf seine Weise ihr förderlich zu dienen, nur daß seine Wirkung eine verhältnismäßig flüchtige sein muß. Zur Erweckung der Freude an der Mundart, zu ihrer Übung und Pflege wäre das aufmerksame Vorlesen von Mundartdichtungen im kleinen Kreis der Familie, und da es doch genügend dramatische Dichtung in unsern Idiomen gibt, das Vorlesen mit verteilten Rollen doch wohl immer noch das Ersprießlichere.

*

Von Walter Dietiker ist eine fünfte Gedichtsammlung erschienen (bei Benno Schwabe & Co., Basel); die vierte war die zweite, vermehrte Auflage der «Singenden Welt» (A. Francke, Bern). Der Titel des neuen Buches, « Bilder », soll vielleicht den Leser auf eine größere Anschaulichkeit, im Vergleich mit des Verfassers frühern Gedichten, vorbereiten, möglicherweise auch besagen, daß diesen nun in noch höherm Grade alle Erscheinungen bildhaft, gleichnishaft, als Hülle eines Ewigen anmute. Schmetterling, Vögel im Flug und im Schlummer, treibende Blätter im Wind machen den einleitenden «Reigen der Freude» aus. Hierauf, in «Weben der Stille» ein Intérieur, ein farbensatter märchenmüder Nachsommertag; Häuser bei Nacht, die dann ja Wesen sind und ihre Gesichter haben. «Wir wissen um das Kleine / das in den Kammern ist / und ahnen groß das eine / das keiner ganz ermißt» sagen die einen, die andern «lächeln stumm wie müde Frauen». Und die Bronnen und das Alte Schloß: «Die Rosen duften, träumen / als wäre nichts geschehn / und unter hohen Bäumen / hör ich den Bronnen gehn» / wie da plötzlich ein Fenster auf eine Eichendorffsche Nacht sich auftat, mag überraschen; man wird daraus auf eine etwas abseitige Geborgenheit des Verfassers aber auch auf sein intensives Erleben dieser Stille schließen. In «Sang der Stunden» erhebt die Landschaft ihre Sprache zu bedeutenderem Umfang: Sommerglut, Früchtezeit, Stimmen der Nacht reden gegenwärtiger, vernehmlicher; ein durchgehend großer Ton erfüllt das dialogisierte Gedicht «Echo der Nacht». In «Winkel und Welten» ist die Anschauung der Naturbilder wesentlicher geworden:

Baum im Herbst
In seinem Leben waren Stunden,
Da Sommer war und hohe Zeit
Und er zum Lichte sich gefunden —
Nun strahlt er selbst und leuchtet weit.
Steht hoch und golden in den Tagen,
Der eignen Sonne Haus und Hut,
Und lächelt still auf meine Fragen
Und leuchtet groß aus eigner Glut.

Menschliche Gestalt tritt erst auf in der Reihe «Mensch und Wunder»: Junge Mädchen, eine alte Frau. Der Zyklus enthält außerdem die beiden wohl gelungensten Stücke des Buches: «Der Wandrer» und das schöne innerliche «Versunkenheit», das beginnt:

Und will ich blaue Ferne,
So schenkt ein Berg sie mir.
Und will ich goldne Sterne,
Glühn sie vor meiner Tür.
Doch will ich jenes eine,
Das weder Schmerz noch Lust,
Steig einsam und alleine
Ich tief in meine Brust.

Noch dieses Allgemeine wäre hier zu bemerken: wenn für den Mundartdichter gilt, daß er sich am besten an das nächste Überkommene halte und dieses zu erfassen strebe, so wird dagegen dem hochdeutsch sich Ausdrückenden ein zu genügsames Bescheiden nicht unbedingt frommen. Gewiß mag einer ohne Neubildungen und ohne weites Zurücksteigen in der sprachlichen Vergangenheit auskommen, doch was dermalen im Deutschen vorliegt, in jüngster Vergangenheit aus der ältern herangezogen, mit dem Aufbruch der allerjüngsten herausgeschleudert, ist aus dem deutschen Laut schon nicht mehr wegzudenken; der irrt, der glaubt daran vorbeigehen und sein Gerät sich selber zimmern zu können.

Und es genügt auch nicht, einem Versgebilde den Titel «Menschheitshymne» oder «Heroische Landschaft» zu geben; es wäre vorerst einzusehen, was die wirklichen Meister des hymnischen und heroischen Stils geleistet haben (Klopstock, der späte Hölderlin), ein Studium, das vielleicht auch Dietikers freien Rhythmen mit der Zeit zu wirklicher Dynamis verhelfen könnte.

Max Geilinger erfreute, nach der Rückkehr von einer griechischen Reise, mit einer Sammlung: «Klassischer Frühling». Es ist sein Dank an Hellas («Wer die Götter von Hellas ersehnt, glaube sie heute»), wo ihm im Anblick der Schönheit, liege sie in letzten Trümmern, neue Glaubenszuversicht aufging. Wie kein anderer heutiger Dichter unseres Landes hat dieser dem Pan gelauscht, aber er suchte seinen Pan zuvor im Norden. An üppig blühenden meernahen englischen Gestaden, auf der Heide, im schottischen Hochland. So fessellos stürzte dort der Lerchenschrei ins Licht, schien es ihm, wie in keiner mittleren Zone. — Im nordischen Menschen pflegt früher oder später der Zug nach dem Süden zu erstarken. Ihm nun nachzugeben war dem schon gereiften Dichter vergönnt. Dem so lang im Norden beheimatet gewesenen Pan öffnete sich die Gegend, wo sein Stammland liegen sollte. Verständlich daß er staunte, seine losere Geberde nicht augenblicklich aufgab, daß sein

Eigenleben sich vor der geistigeren Licht- und Anmut-Strenge dieser Landschaft nicht sogleich glättete wie durch Öl; auch das glitzernde Korn des Marmors mochte hier einst nur allmählich der zudringenden Bildnerkraft sich fügen. So sucht Pan in diesem «Klassischen Frühling» zum ersten wieder nur das Seine, sein Blut, in Blume, Erde und Frucht. Aber es beginnt zu tönen durch die Syringen, wie von reinerem Ton, und noch der Herbst-Überschwang bleibt gebunden in der Leier Gesetz. Versuche nun Pan immer seinen Tanz; ein anderes Ungemessenes, doch nicht Schrankenloses, hat sich aufgetan. Delos wird aufgerufen, strahlend von irdischer Unsterblichkeit. — In gemessener Anrufung erhebt eine Nachthymne den Ton.

Mutter der Morgenröte, dunkle Nacht,
In deinen schwarzen Schleiern ruhn ist süß,
So lang wir wissen, daß es Sterne gibt.
Du, Mutter uns, soweit wir irdisch sind. —

Wie doch gemahnt dies Licht an alles Beginnliche, Schöpferische. «Auf Wirrnis schwebend, grauem Nebelmeer, morgens ein Adler, abends rote Rose, die fahlen Tiefen veilchenfarben färbend». Und schon ist Herbst: so schließt das Gedicht an die Traube «vielleicht vermeldet die Sage, daß im Morgendampfe ein seliger Geist lautlosen Fingers die Beeren anrühre, sie zähl' und lächle, den Frühling segnend». — Odenartigen Strophen auf Paestum folgt der Preis von Kunstwerken, von mythischer Gestalt, von Meer- und Himmelslandschaft. Einige Stücke sind Übersetzungen aus dem Englischen (Byron, Rossetti). In der rhythmischen Form herrscht der Jambus; Trochäen sind häufig vertreten, doch nirgends finden wir den Versuch, ein klassisches Maß streng zu erfüllen. Damit entarten diese Gedichte denn aber auch des Vorwurfs der Pedanterie (bei Rascher, Zürich).

Es muß uns heute ein Hinweis auf einige andere Veröffentlichungen des Verlags Rascher & Co. genügen. Die Sammlung «Festliches Jahr», enthaltend Gedichte der bekanntesten Namen, zum Vortragen für Jahreszeiten und Jahresfeste, wird ihre Freunde im Familienkreis antreffen. — Adolf Vögtlins Gesammelte Gedichte werden manche beschauliche Gemüter der ältern Generation dankbar begrüßen. — Sparsam in der Farbe, eigenwillig und doch zuchtvoll im Wort, verrät der Erstling «Versuchte Stufe» von Ernst Kappeler, wie hellsichtig hier bereits ein ganzer Lebensraum in seinen Beziehungen begriffen wurde.